



ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

Aushändigung des Ordenszeichens durch die Kanzlerin

CHRISTIANE NÜSSLEIN-VOLHARD an

JÜRGEN OSTERHAMMEL

bei der Öffentlichen Sitzung im Großen Saal des Konzerthauses,
Berlin, am 3. Juni 2018

HERMANN PARZINGER sprach die Laudatio auf JÜRGEN OSTERHAMMEL

Jürgen Osterhammel ist ein Historiker, sein Spezialgebiet ist die Welt. Er gehört zu den international bekanntesten Vertretern einer neuen Form von Geschichtsbetrachtung, die die neuzeitliche Globalisierung in all ihren politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Aspekten in den Blick nimmt. Den Neuzeithistorikern hat er dadurch den Weg zur Universalgeschichte gewiesen.

Wie kam es dazu? Schon während des Studiums der Geschichte, Politikwissenschaft und Germanistik in Marburg, Hamburg, Kassel und London erlernte er Hochchinesisch. Am Deutschen Historischen Institut in London schrieb er seine Dissertation zum britischen Imperialismus im Fernen Osten. Nach der Habilitation in Neuerer und Neuester Geschichte in Freiburg lehrte Osterhammel von 1990 bis 1997 Außereuropäische Geschichte an der Fernuniversität Hagen. Nach zwei Jahren in Genf war er von 1999 bis 2018 Professor in Konstanz.

Sein Weg zum Globalhistoriker erzählt sich in seinen Büchern, die Fachkollegen und neugierige Weltbürger gleichermaßen in ihren Bann ziehen: »Britischer Imperialismus im Fernen Osten« (seine Dissertation) 1983; »China und die Weltgesellschaft« 1989; »Kolonialismus, Geschichte – Formen – Folgen« 1995; »Die Entzauberung Asiens, Europa und die asiatischen Reiche im 18. Jahrhun-

dert« 1998; »Geschichte der Globalisierung, Dimensionen – Prozesse – Epochen« (zusammen mit Niels P. Petersson) 2003.

Jürgen Osterhammels vielleicht wichtigstes Werk erschien 2009: »Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts«, ein Opus magnum auf 1300 eng bedruckten Seiten, ein »materialreiches Interpretationsangebot«, wie der Verfasser bescheiden selbst darüber urteilt. Es ist eine faszinierende Gesamtdarstellung jener weltumspannenden Prozesse, Kräfte und Zusammenhänge, die im langen, nämlich von 1770 bis 1918 andauernden 19. Jahrhundert wirkten: analytisch scharf, intellektuell anregend, über Spezialforschung längst hinausgewachsen. Osterhammel hatte den Mut gefaßt, das Unmögliche zu wagen, und er setzte damit Maßstäbe. Selten sind Sozial-, Kultur-, Politik-, Wirtschafts- und Umweltgeschichte so gekonnt miteinander verflochten und lassen dadurch ein neues, komplexes Bild entstehen vom Verhältnis von Mensch und Natur und von der Bedeutung von Macht und Raum, Imperien und Nationalstaaten.

Die großen Nationalgeschichten zur jüngeren Neuzeit Deutschlands beginnen immer mit einem großen, bedeutungsvollen Anfang: Bei Thomas Nipperdey ist es Napoleon oder Bismarck, bei Hans-Ulrich Wehler das Fehlen einer Revolution, bei Heinrich August Winkler das Reich oder bei Christopher Clark die Mark Brandenburg. Nicht so Jürgen Osterhammel: Der Eröffnungspaukenschlag seines Werkes ist der Tod von Charles Darwins Schildkröte Harriet 2006 in Australien. Osterhammel sagte einmal, er wolle mit seinen Schriften »Bilder evozieren, Atmosphäre erzeugen«. Mit Schildkröte Harriet ist das gelungen, denn sie vereinigt alle zentralen Hauptthemen des 19. Jahrhunderts in sich: die Archivierungsleidenschaft jener Zeit (ohne die wir gar nicht wüßten, wer Harriet war), die gewachsene Mobilität von Forschern, Sträflingen, Arbeitern und Unternehmern und das systematische, ja teils manische Sammeln von Tieren, Pflanzen, Kunstwerken selbst aus entlegensten Teilen der Welt. Mit Hilfe von Harriet läßt sich sehr gut aufzeigen, wie die weltumspannenden Imperien und Netzwerke des 19. Jahrhunderts entstanden sind, die von Galapagos bis Australien reichten.

Warum ist Globalgeschichte wichtig? Weil sie den Blick dafür öffnet, daß Weltgeschichte – und nicht erst seit heute – auch außerhalb Europas spielte. Dabei ist Globalisierung natürlich keine Errungenschaft des 21. Jahrhunderts, sondern Osterhammel führt überzeugend aus, daß sie bedeutend früher begann. Zu Beginn der Frühen Neuzeit ab 1500 gelangte Silber aus Südamerika nach Europa, dort wurden daraus Münzen geprägt, die man bis Asien verhandelt hatte. Ein spanischer oder französischer Edelmann wußte somit nicht, wo eine Münze, die er in der Hand hielt, schon überall gewesen war. Spätestens seit dem 18. Jahrhundert dachte man global; zwar konnte man den Globus noch nicht seine Bahnen ziehen sehen, aber man wußte, daß er es tut. Erst mit der Telegrafie und dem Transatlantikkabel 1866, also mit den Errungenschaften der technischen Globalisierung, wurde den Menschen Vernetzung dann auch wirklich bewußt und erlebbar.

Was das bisherige Lebenswerk Jürgen Osterhammels ausmacht, ist die Tatsache, daß er eine große Forschungsleistung mit einer beeindruckenden Darstellung zu verbinden vermag. Für seinen herausragenden Sprach- und Erzählstil erhielt er 2014 zu Recht den Sigmund-Freud-Preis für wissenschaftliche Prosa der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Osterhammel selbst sagte einmal, er gehöre einer Historikergeneration an, der gesagt wurde, Historiker haben nicht zu erzählen, sondern wissenschaftlich zu schreiben. Davon hat er sich gekonnt befreit. »Das Element des Erzählens muß eingebaut werden in die allgemeine Struktur des Argumentierens « (Osterhammel). Und Osterhammel beherrscht alle Kniffe des Erzählens meisterhaft. Er nennt es »aufklärendes Erzählen «: Durch welche Geschichte veranschauliche ich Veränderungen in Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur am überzeugendsten?

Jemand, der so gekonnt unsere heutige Welt in ihrer ganzen Verflochtenheit aus der Vergangenheit heraus zu erklären vermag, sollte regelmäßiger Gast auf den Talkshow-Sofas dieser Republik sein. Nicht so Jürgen Osterhammel. Er erinnert bisweilen an den von Max Weber gut beschriebenen Gelehrertypus des 19. Jahrhunderts: »ein durchaus politischer Mensch, der aber zwischen Wissenschaft und Politik strikt zu trennen weiß, unabhängig ist«. Osterhammel scheut das Rampenlicht, er liebt es nicht sonderlich, öffentlich die Welt zu erklären, und vielleicht ist er gerade dadurch der beste Welterklärer; der Erfolg seiner Bücher bestätigt es. Hinzu kommt eine ungemein sympathische Bescheidenheit, bei berühmten Historikern nicht immer alltäglich. Wird Osterhammel ob seiner Leistungen gelobt, so soll er gerne antworten, daß ihm das doch nur möglich sei, weil überall auf der Welt kluge Leute kluge Bücher schreiben, die zu lesen er das Privileg habe.

Lassen Sie mich enden mit Osterhammel, dem Worterfinder. In der Tat kreierte er gerne neue Begriffe: Aus »Erinnerungsorten« werden bei ihm »Erinnerungshorte«, nur durch Einfügen eines kleinen »h« entsteht etwas fundamental anderes. Erinnerungshorte sind Archive, Bibliotheken und Museen. In ihnen drückt sich das Bedürfnis der Gesellschaft aus, ihre Vergangenheit und ihre Kultur (und die anderer) zu kennen. Osterhammel schrieb einmal: »Erinnerungshorte – also Archive, Bibliotheken und Museen – bewahren die Vergangenheit im Aggregatzustand der Möglichkeiten auf.« Und ergänzte sogleich: »Nur gehortet, also ungelesen und unangeschaut, bleibt die kulturelle Vergangenheit tot; allein im Akt des Nachvollzugs wird sie lebendig.« Genau das ist der Job des Historikers. Ich darf hinzufügen: und des Museumsmanns, des »Erinnerungshortenden«.

In einem Interview hat er einmal gesagt, daß heute niemand mehr eine autonome Nationalgeschichte vertrete. Der Journalist entgegnete ihm daraufhin, Globalgeschichten in Buchform gebe es bereits, aber unsere Museen seien ja immer noch Nationalmuseen, es gebe kein Museum der Menschheitsgeschichte. Osterhammel gab ihm recht und meinte, das wäre ein konsequenter weiterer Schritt zur Aufklärung über unsere gemeinsame Geschichte. Aber wo sollte es

stehen?

Lieber Herr Osterhammel, lassen Sie uns bald einmal zusammen ins Humboldt Forum gehen. Aber jetzt erst einmal herzlich willkommen im Orden Pour le mérite!

JÜRGEN OSTERHAMMEL dankte mit folgenden Worten

Herr Bundespräsident,
Frau Kanzlerin des Ordens Pour le mérite,
meine sehr verehrten Damen und Herren!

Oft frühstücke ich mit Alexander von Humboldt. Er schaut mich direkt an, aus dem Bücherregal gegenüber, vom breiten Umschlagrücken einer Neuauflage seines Werkes über Zentralasien. Er blickt auf mich, so wie Joseph Stieler ihn 1843 gemalt hat, als frisch berufenen Kanzler des Ordens Pour le mérite, mit vierundsiebzig

Jahren von erschreckend altersloser Frische. Seit etwa einem Jahrzehnt habe ich ihn nun schon vis-à-vis, und seitdem fragt er mit kühl-skeptischem Ausdruck, ob ich mit dem beginnenden Tag etwas Sinnvolles zu machen gedächte.

Plötzlich ist alles anders. Er ist mein Ur-Kanzler geworden. Und die Frage, die er aus der nahen Tiefe des Jahres 1843 herausstellt, ist eine ganz neue: Inwiefern bist du würdig? Und was willst du tun, um es zu bleiben?

Humboldts Geduld und die eigene Schicksalsergebenheit gestatten es, eine Antwort aufzuschieben. Die Mitgliedschaft im Pour le mérite wird weder per Los noch nach dem Hirsch-Index vergeben, weder zufällig noch streng objektiviert, sondern in einer Sphäre verdichteter Willensbildung, vor deren Ratschlüssen der Betroffene zunächst in Fassungslosigkeit erstarrt. Mit der Zeit weicht das Erschrecken einem Dank von nachhaltiger Inbrunst, einem Dank, den ich hiermit dem Ordenskapitel herzlich abstatte. Ganz besonders danke ich meinem heutigen Laudator Hermann Parzinger.

Es ist eine bewährte Dankfigur, sich selbst in Genealogien eines Faches einzuordnen. Doch solche Traditionslinien sind brüchige Konstrukte. Wer mit einer Richtung identifiziert ist, der Globalgeschichte, die man unter diesem Namen erst seit kurzem kennt, der hat nicht das Gefühl, in einer durch Tradition beglaubigten Fachidentität geborgen zu sein. Und überhaupt steht man oft nicht sehr stabil auf den Schultern von Riesen, umflattert und umkreist die Monumente eher, kolibriartig oder drohnenhaft.

Das gilt auch für den hypermonumentalen Humboldt. Dennoch kann er weiterhelfen. Der Naturwissenschaftler Humboldt hat zu Beginn des 19. Jahrhunderts in zwei Werken von großer analytischer Präzision und moralischer Wucht den spanischen Kolonialismus in Mexiko und die Sklaverei auf Kuba nach allen Regeln staatswissenschaftlicher Kunst seziert. Mehr als ein halbes Jahrhundert später begann Leopold von Ranke, der Ordenskanzler der Jahre 1867 bis 1886, mit dem Diktat einer unendlich langen und über weite Strecken zähen »Weltgeschichte«, von der es im Verzeichnis der Mitglieder des Ordens 1975 feinsinnig heißt, sie sei »vom abendländischen Standpunkt« geschrieben. Nichts an *Humboldt* ist »abendländisch«. Kein Zweifel, wer – bei allem Respekt vor dem großen Ranke – uns heute näher steht.

Humboldt hat den Zivilorden von Anfang an auf Kosmopolitismus verpflichtet. Daß Ausländer aufgenommen wurden, war zwar friderizianisches Erbe, doch mußte sich Friedrich Wilhelm IV. keineswegs daran gebunden fühlen. Die Académie française zum Beispiel machte es anders. Die Mitglieder von Humboldts *dream team* des Jahres 1842 kamen aus allen Ecken Europas: von Neapel über Stockholm bis St. Petersburg.

Citoyens du monde waren viele von ihnen, ganz besonders die Musiker, Franz Liszt zum Beispiel, damals gerade einunddreißig und ein manisch per Kutsche und Schiff durch den Kontinent Hastender, der zwischen Sevilla, Glasgow, Moskau und Konstantinopel überall konzertierte. Die entstehende Orientalistik und die vergleichende Sprachwissenschaft – ihrem Wesen nach kosmopolitisch – waren prominent vertreten: Franz Bopp, Friedrich Rückert, August Wilhelm Schlegel. Kein Historiker war unter den Erwählten von 1842. Aber Vorsicht!

Humboldts Freund Carl Ritter war ein Ordensmitglied der ersten Stunde, und wenn man in seinen siebzehn dicken Bänden über Asien ein wenig liest, merkt man, daß er ein *historischer* Geograph war, der alles zusammentrug und synthetisierte, was er über die Geschichte der asiatischen Länder finden konnte. Damals war es seine Art von *Geographie*, in der ein Keim von Globalgeschichte steckte, nicht in den Werken deutscher Welthistoriker.

Als 1849 der erste Historiker berufen wurde, blieb Humboldt sich treu. François Guizot, der französische Politiker, war durch eine auch heute noch lesbare Geschichte der Zivilisation in Europa bekannt. Thomas Babington Macaulay, der 1853 folgte, schrieb als halber Schotte englische Geschichte im europäischen Zusammenhang. Vor allem war 1850, fünf Jahre vor dem deutschen Historikerstar Ranke, ein Kollege aufgenommen worden, der ihm ebenbürtig war und dennoch heute viel weniger bekannt ist, weil er sich nicht mit Preußen oder Frankreich beschäftigte, sondern mit dem Osmanischen Reich: Joseph von Hammer-Purgstall aus Wien.

Unter Humboldt war der Orden so weltläufig, wie er es heute wieder ist und künftig vielleicht noch stärker werden könnte. Im Jahre 2018 ist es unter Künstlern und Wissenschaftlerinnen schlichtweg eine Normalität, in Haltung

wie Lebensstil kosmopolitisch zu sein. Das kann in trügerische Sicherheit wiegen. Mit der Veralltäglicung von Weltbürgerlichkeit in mobilen Elitemilieus schwindet der Sinn für ihre Gefährdung.

Alexander von Humboldt gehörte, wie auch Immanuel Kant, zu den realistischen, nicht zu den schwärmerischen Kosmopoliten. Realismus soll hier heißen: die Fähigkeit einzusehen, daß die Menschheit nicht auf dem Weg ist, *nur* aus gleichgesinnten Weltbürgern zu bestehen. Die Welt wird nicht von Tag zu Tag flacher, transparenter, gerechter und friedlicher. Als Historiker ist man nicht unbedingt klüger und prognosesicherer als andere, aber eher auf Schlimmes gefaßt.

Das soll keine Drohung sein, im Kreise der Mitglieder schlechte Laune zu verbreiten. Die Probleme sind ja allen klar – in den Künsten, den Wissenschaften und der Politik. Ihr tieferes Verständnis freilich ist schwer erreicht. Da zeigt sich eine andere ordensinterne Kontinuitätslinie als die eigene disziplinäre Ahnenreihe: die der großen Diagnostiker ihrer Zeit – vom Philosophen Karl Jaspers bis zum Zeichendeuter Umberto Eco, von den philosophisch gestimmten Sozialwissenschaftlern Raymond Aron und Ralf Dahrendorf bis zum niemals antiquarischen Historiker Fritz Stern. Ihrem Anspruch auch nur minimal gerecht zu werden ist eine größere Herausforderung, als es den Fachkollegen aus der eigenen »Zunft« recht zu machen.